

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1849) Unterhaltungsblatt

48 (21.6.1849)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 21. Juni 1849.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandeker.

N^{ro.} 48.

Die Prophezeiung.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittage des verhängnißvollen Tages trat Lord Derby in das Kabinet des Königs, welcher gespannt und in fieberhafter Aufregung ihn bereits seit dem Morgen erwartet hatte.

„Seid Ihr endlich da, Derby,“ rief Heinrich von seinem Sessel auffpringend, dem Eintretenden entgegen. „Habt Ihr den Buben entdeckt? Redet!“

Der Lord zog die vom Könige empfangenen Briefe hervor und legte sie vor ihn auf den Tisch, indem er sprach:

„Er ist entdeckt, Sir.“

„Wer ist’s?“

„Sein Name, Sir, ist mir noch unbekannt,“ versetzte der Lord.

„Wie?“ fuhr mit zornsprühenden Blicken der König auf. „Ihr habt den Buben entdeckt, und doch wißt Ihr seinen Namen nicht? . . . Derby, macht mich nicht rasend!“

„Beruhigt Euch, Sir, und hört mich an,“ sagte, ohne durch die Heftigkeit des Königs sich einschüchtern zu lassen, der Lord. „Der Schuldige kann Euch nicht entgehen.“

„Der Schuldige! Wer ist der Schuldige?“

„Aus sicherer Quelle, Sir, habe ich vernommen, daß einer der an Eurem Hofe verweilenden Edelleute die besondere Gunst Eurer Gemahlin besitzt und sich öfters ungesehen in ihre Gemächer begibt. Dies wird, wie ich sicher weiß, auch heute geschehen. Auf diesen Umstand, Sir, habe ich einen Plan gegründet, der, wenn er Eure Genehmigung erhält, den Schuldigen sicher in Eure Hände liefern und zugleich von der Schuld Eurer Gemahlin Euch die vollste Ueberzeugung gewähren wird.“

„Gut. Und dieser Plan? . . .“ fragte etwas besänftigt der König.

„Ist folgender. Die Zusammenkunft der Schuldigen wird heute Abend um neun Uhr stattfinden. Der Ort des Rendez-vous ist mir bekannt. Wenn daher Ew. Majestät erlauben wolle, Euch um die festgesetzte Stunde in die Nähe dieses Ortes zu begleiten, so würde es nur Eures Winkes bedürfen, um die Frevler, Angesichts ihrer Schuld, in Eure Gewalt zu bringen.“

Bei diesen Worten schoß aus den Augen des Königs ein Strahl boshafter Freude. Er schien einige Sekunden lang mit sich zu Rathe zu gehen. Dann fragte er plötzlich:

„Um neun Uhr, sagt Ihr?“

„Um neun Uhr.“

„Und Ihr kennt den Ort?“

„Ja, Sir.“

„Und man wird ohne Aufsehen in der Nähe verweilen können?“

„Ganz in der Nähe, Sir.“

„Gut, Derby. Fünf Minuten vor Neun seid Ihr in meinem Kabinet! . . . Für jetzt seid Ihr entlassen.“

Der Lord verneigte sich und ging. Bevor er jedoch den Schloßhof erreichte, richtete er seine Schritte einem schmalen, engen Portale zu, welches zu den Gemächern der Hofdamen führte, und wenige Minuten darauf fanden wir ihn in dem uns bereits bekannten Zimmer der Oberhofmeisterin, Gräfin von Devonshire. Die Gräfin schien ihn erwartet zu haben.

„My lady,“ nahm der Lord, sich auf ein Tabouret niederlassend und einige Papiere hervorziehend, das Wort „ich bringe Euch die bewußten Dokumente, die Schuldverschreibung und den Brief Eures Sohnes. Bevor ich sie jedoch Euch aushändige, werdet Ihr mir — ich bitte Euch darum — noch einen kleinen Dienst erweisen.“

Die Gräfin entgegnete nichts und schien eine nähere Erklärung zu erwarten. Der Lord nahm ihr Schweigen für eine Zustimmung und fuhr nach einer Pause fort:

„Zunächst, Frau Gräfin, wolle ich mir sagen, ob der für die diensthabenden Damen bestimmte Korridor, welcher zu den Gemächern der Gemahlin des Königs führt, mit der großen Treppe in Verbindung steht, durch die man unmittelbar an die Themse gelangt.“

„Ja, Mylord,“ versetzte die Gräfin. „Doch ist der Zugang zur Treppe durch ein Gitter verschlossen.“

„Und in wessen Händen befindet sich der Schlüssel zu diesem Gitter?“

„Jede der vier ersten Hofdamen besitzt diesen Schlüssel.“

„Und Ihr nicht, My lady?“

„Auch ich.“

„Wohlan, so bitte ich Euch um diesen Schlüssel,“ sagte der Lord und setzte, als die Gräfin zu zögern schien, hinzu: „Ihr sollt ihn noch heute zurückerhalten; auch habt Ihr durchaus keine Angelegenheiten zu befürchten.“

„Ihr sollt ihn haben,“ sprach die Gräfin nach kurzem Bedenken, worauf sie einen kleinen Wandschrank öffnete, aus demselben einen Schlüssel nahm und ihn dem Lord reichte.

Bermittelst dieses Schlüssels konnte man binnen wenigen Minuten aus den Gemächern Katharinen ungesehen an die Themse gelangen.

Der Lord steckte den Schlüssel zu sich, übergab der Gräfin die ihr verheißenen Papiere und verließ dann das Gemach.

Es war inzwischen Abend geworden. Katharine, welche den ganzen Tag, außer ihrer weiblichen Umgebung, Niemand empfangen hatte, saß, in einem Buche blätternd, einsam in ihrem Zimmer. Die Aufregung, in der sie sich den Tag über befunden, begann sich bereits in dem Grade zu legen, in welchem der Abend immer weiter vorschritt, und schon begann sich in ihrer Brust jenes wohlthätige, erleichternde Gefühl bemerkbar zu machen, welches das Bewußtseyn einer überstandenen Gefahr zu begleiten pflegt.

„Dem Himmel sei Dank!“ sprach sie, das Buch bei Seite legend und auf eine ihr gegenüber befindliche Pendule blickend, zu sich selbst. „Noch wenige Stunden und dieser verhängnißvolle Tag ist vorüber! Wie werde ich wieder froh und glücklich seyn! . . .“

Ein Schatten, welcher in diesem Augenblicke flüchtig an der Wand des von einer Ampel nur matt erhellenen Zimmers hinsuhr, fesselte plötzlich Katharinen's Auge. Sie sah auf, und erblickte an der Thür einen ihrer Pagen, welcher, ohne daß sie es bemerkt hatte, eingetreten war.

„Was gibts, William?“

„My lady, der Baron Falkland bittet, sich Euch vorstellen zu dürfen,“ meldete der Page.

Diese an und für sich bedeutungslosen Worte durchzuckten Katharinen plötzlich vom Scheitel bis zur Sohle,

und sie bedurfte einiger Zeit, um die zu einer Antwort nöthige Fassung zu erlangen. Endlich sagte sie:

„Ich bedaure sehr, den Baron heute nicht mehr empfangen zu können.“

Der Page entfernte sich, kehrte jedoch schon nach wenigen Sekunden wieder zurück:

„Mylady, der Baron läßt dringend um ein kurzes Gehör bitten.“

„Hast Du ihm nicht meine Antwort gebracht?“ fragte, stilllich beunruhigt, Katharine.

„Ich habe, Mylady. Doch der Baron sagte, es handle sich um eine wichtige Angelegenheit, bei der das Leben eines Menschen auf dem Spiele steht. Darum blüet er dringend...“

„Das Leben eines Menschen?“ sprach Katharine halb für sich, während sie, von einer plötzlichen, fieberhaften Aufregung ergriffen, mit einem Entschlusse zu kämpfen schien. „Es gilt vielleicht, einen Unglücklichen zu retten,“ fuhr sie, nach einer Pause, mit sich selbst redend, fort, „und ich sollte eines thörichten Aberglaubens wegen...“ Ohne den Satz zu vollenden, wandte sie sich entschlossen zu dem Pagen und sagte: „Der Baron möge kommen!“

Der Page verließ das Gemach. Doch kaum war dies geschehen, als Katharine sich von einer namenlosen Angst ergriffen fühlte. Es war ihr, als gelte es die Entscheidung über ihr eigenes Leben. Sie vermochte kaum, sich aufrecht zu erhalten und schwankte nach dem Tische, um eine Klingel zu ergreifen, welche ihren Befehl widerrufen sollte... Es war zu spät. Die Thür öffnete sich, und der Baron trat ein. In diesem Moment verkündete die im Zimmer befindliche Pendüle die neunte Stunde.

Katharine nahm alle ihre Fassung zusammen und ließ sich, scheinbar beruhigt, auf ihren vorigen Platz nieder, während der Baron, sichtbar befangen, im Hintergrunde des Gemaches stehen blieb und sein Auge sich verlohnen auf eine Tapentür richtete, die ihm zur Seite in der Wand angebracht war.

„Tretet näher, Baron Falkland,“ nahm nach einer Pause Katharine das Wort. „Was habt Ihr mir zu sagen?“

Der Baron näherte sich einige Schritte und ließ sich vor Katharine auf ein Knie nieder.

In diesem Augenblicke entstand auf der entgegengesetzten Seite des Gemaches ein leichtes Geräusch, als ob außerhalb eine Thür geöffnet würde. Katharine horchte auf. Da jedoch Alles wieder still war, wandte sie sich an den Baron: „Steht auf, Falkland, und sagt mir Euer Anliegen.“

Der Baron erhob sich und sprach mit unsicherem, fast leisem Tone:

„Katharine, ich werde Euch nie mehr wiedersehen. Darum erlaube mir, daß ich Euch die Gefühle erstatte, die mein Herz erfüllen und die, wenn ich sie länger verschlossen halten müßte, mich tödten würden...“

„Um Himmelswillen, haltet ein!“ rief Katharine, indem sie, wie von einer Ratter gestochen, plötzlich aufsprang.

„Ja, Katharine, ich werde nie aufhören, Euch zu lieben,“ fuhr, ohne auf die Worte Katharines zu achten, der Baron fort, verstummte jedoch plötzlich, als sich schnell eine Seitenthür öffnete und der König, von einigen Bewaffneten gefolgt, und schäumend vor Wuth ins Zimmer stürzte.

Mit einem Schrei des Entsetzens sank Katharine, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, in den Sessel zurück.

„Ergreife den Buben!“ donnerte der König, auf den, einen Moment wie angewurzelt stehenden Baron deutend, den Bewaffneten zu.

Diese Worte schienen dem Baron plötzlich seine ganze Fassung wieder zu geben. Denn in dem Augenblicke, als die Bewaffneten auf ihn eindrangen, that er einen Seitensprung und verschwand durch die nur angelehnte Tap-

entthür, die er mit Blitzschnelle hinter sich ins Schloß warf. —

An diesem Abende, bis spät in die Nacht hinein, wimmelte es in der Umgebung des Schlosses zu Windsor von Bewaffneten und Fackelträgern. Kein Winkel blieb den Suchenden verborgen. Die Themse war auf der ganzen Strecke, bis nach London hin, mit Fahrzeugen bedeckt, deren hell lodernde Pechkörbe in der dunkeln Fluth wiederstrahlten und ringsumher Tageshelle verbreiteten. Alles vergebens. Er, dem alle diese Anstalten galten, war entkommen. Er segelte, in entgegengesetzter Richtung von London, stromabwärts, Plymouth zu. — (Fortsetzung folgt.)

Die Zerstörung der Stadt Rezzo.

(Fortsetzung.)

IV.

Kaum war des Obergenerals Beschluß im französischen Heere bekannt, als er dort einen unbeschreiblichen Enthusiasmus erregte. Jeder wollte an der sich vorbereitenden Expedition Theil nehmen, Jeder die unglücklichen Schlachtopfer einer fanatischen Wuth rächen helfen, und man hatte größere Mühe, Mannschaften zu finden, welche in der Romagna zu bleiben wünschten, als zur Ermittlung von Freiwilligen, welche Alle sich zu jenem Zwecke anboten. Endlich wurden sechs und dreißig tausend Mann Truppen aller Waffengattungen für die entworfenen Expedition gewählt, an deren Spitze man eine fürchterliche Bande von sechs tausend durch die Franzosen in Freiheit gesetzten Italienschen, päpstlichen und neapolitanischen, mit rothen und schwarzen bedeckten Galeerensträflinge stellte, welche vor Eifer brannten, ihre Anhänglichkeit an die französische Republik, unter deren Fahnen sie Dienst genommen, zu betheiligen.

Da auch sechs- und sieben Stück groben Geschützes einen Theil der Expedition bildeten, so war die Compagnie, bei welcher ich stand, unter der Zahl der zur Bedienung dieser Geschütze bestimmten Artilleristen. Während des drei Tage dauernden Marsches hatten wir gegen die Hindernisse der schlechten Wege, durch Wälder, Berge und Schluchten, zu kämpfen, um unsere Kanonen und Munitionswagen bis an den Fuß des Berges zu schaffen, auf dessen Gipfel Rezzo gebaut war. Da wir jedoch weder Mühe noch Arbeit scheuten und die Begeisterung des ganzen Expeditionskorps auch uns befeuerte, gelang es uns endlich und wir erblickten die hohen Kirchthürme von Rezzo, wie sie fast die Wolken erreichten; das Herz klopfte uns beim Anblick jener Mauern, innerhalb deren Deringes unsere Brüder so jämmerlich hingemordet worden.

V.

Unmittelbar nach Ankunft des Expeditionskorps vor Rezzo wurden Offiziere als Parlamentäre in die Stadt geschickt, um von deren Behörden und Bürgern die Auslieferung der dort verborgenen Wanditen zu fordern, um sie der so wohl verdienten Strafe zu überliefern, denn unsere Rache hatte nicht die Einwohner von Rezzo zum Gegenstande und unser Oberbefehlshaber dachte zu rechtlich, als daß er die Unschuldigen mit den Schuldigen hätte verwechseln und so gemeinschaftlich bestrafen wollen. Die Stadt hatte daher, wenn sie in unsere Forderung einging, alle Aussicht auf Erhaltung; doch ihre letzte Stunde hatte geschlagen: Bald sollte Rezzo aufgehört haben, zu seyn!

O, der unmenschlichen Mißthat! wer würde es glauben? Unsere Parlamentäre, die man Anfangs in die Stadt gelassen, wurden vor deren Thore geführt und — unter unsern Augen ohne Erbarmen erschossen. Als dann wurden wir, unter dem dumpfen Geläute der Sturmgeschloß, mit einem Hagel von Gewehr- und Kanonenkugeln begrüßt, welche

uns mehrere Leute tödteten. Doch nun war unsere Geduld, unsere Mäßigung vollends erschöpft: Rezzo's letzte Stunde hatte geschlagen, — bald sollte die Stadt aufgehört haben, zu bestehen!

Zur Ermuthigung der Soldaten, die jedoch einer solchen wahrlich nicht mehr bedurften, versprochen uns die Generale dreitägige Plünderung nach Einnahme der Stadt. Diese Zusage äusserte die größte Wirkung auf die sechs tausend Galeerenknechte, welche man uns, wider unsern Willen, als Waffenbrüder zugesellt hatte und deren beutelustiger Muth dadurch himmelhoch sich verstieg.

Wir warfen alsbald Batterien auf, richteten unsere Geschütze und begannen die Stadt aufs Heftigste zu beschleßen. Allein wir standen in einer nichts weniger als vortheilhaften Stellung; auch der Feind, der diese beherrschte, besaß Kanonen, mit denen er uns vielen Verlust zufügte. Kurz, wir lagen sechs volle Tage vor der Stadt, welche sich mit beispielloser Hartnäckigkeit und mit jenem Muth der Verzweiflung vertheidigte, der dem Segner so schädlich wird. Daher war denn auch unser Verlust bedeutend und jeder Schritt Boden, den wir errangen, kostete uns eine große Anzahl Leute. Uebrigens zählten wir viele Verwundete; auch Krankheiten begannen sich zu zeigen und endlich fehlte es uns sogar an Lebensmitteln, die man, wegen Unbrauchbarkeit der Wege, uns nicht zuführen vermochte.

Dennoch ließen wir den Muth nicht sinken. Unser Geschütz verursachte den Feinden großen Schaden und zu verschiedenen Malen zündeten wir ihre Häuser an. Doch daraus schienen sie sich wenig zu machen. Banditen und Einwohner der Stadt, unter denen wir viele Edelleute bemerkten, erschienen täglich auf den Schanzen, uns zu beschimpfen und uns und die französische Nation mit den gräßlichsten Verwünschungen und Drohungen zu überladen. Sie steckten Fahnen aus, auf denen die Worte: „morir por el Papa, por el patria, por Gesu e Madonna“ zu lesen waren, hielten tägliche Prozessionen und machten von Zeit zu Zeit nächtliche Ausfälle, wodurch sie uns sehr belästigten und bei deren einem sie zwei unserer Obersten zu Gefangenen machten und Tags darauf am Kreuze ihres höchsten Thurmes aufhängen.

(Schluß folgt.)

Obstbau.

(Fortsetzung.)

„Den Verkauf der Früchte in guten Jahren wollen wir gar nicht in Rechnung bringen, müssen aber sehr wünschen, daß unsere vaterländischen Güterbesitzer sich über die Einwendungen, daß die Bäume Schatten geben, die Fettigkeit des Bodens an sich ziehen, dem Getreide- oder Graswuchse hinderlich seien, und über andere Vorurtheile erheben, den allfälligen geringen Nachtheilen den überwiegenden Nutzen entgegenhalten und in allem Ernste Hand ans Werk der Obstbaumzucht legen möchten.“

Durch diese kurze Einleitung wird die Frage, warum sofort auch im Kanton Appenzell Obstbäume gepflanzt werden sollten, als erledigt erklärt, sonach aber auf die besondern Rücksichten aufmerksam gemacht, die man in Beziehung auf die Obstbaumzucht in diesem Lande zu nehmen habe.

„Vor Allem muß Rücksicht darauf genommen werden, daß junge Bäumchen allmählig aus Kernsaaten gewonnen werden, und das Baumbedarfnis aus hie zu Lande geborenen und erzogenen Stämmchen Befriedigung finden kann.“

„Wenn man hin und wieder einen Appenzeller, besonders einen rechten Aeppler, von seiner einsichtigen Heimath und aus seiner niedrigen, von Rauch und Dampf geschwärmelten Hütte wegnähme und in eine prächtige Stadt oder in eine herrliche Landschaft versetzte, so könnte er sich in diesen noch so glänzenden Tausch nicht wohl fügen, es würde ihm

an einem fremden Orte nicht behagen und die lange Weile ihn fast tödten; so lehret auch die Erfahrung, daß ohne das Vernünftige mit dem Unvernünftigen oder gar Leblosen in Gleichheit setzen zu wollen, Bäume aus andern Kantonen, und namentlich aus mildern Gegenden, in unserm Lande selten recht gut fortkommen; die Lüste sind ihnen zu rauh und kalt, der geschlossene Boden sagt ihnen nicht zu, oder das Erdreich ist ihnen zu trocken und zu leicht; häufig bekommen sie das Heimweh und sterben. Oder wenn dieses auch nicht der Fall ist und hie und da die Ueberpflanzungen mit ordentlichem Erfolge vorgenommen werden, so macht man diesen Ausländern mit dem Niederlassungsrechte ein schlechtes Geschenk; sie fühlen sich wie Heimathlose, und nur sehr langsam gewöhnen sie sich an unsere Himmelsgegend, an unsere Erde und an unsere Baumpflanzen, die bisher größtentheils nur mit Weberbäumen umzugehen wußten. Auch hat es mit den auswärtigen Bäumen eine ganz andere Bewandnis, als mit den auswärtigen Kühen. Wenn wir aus dem Rheinthale, aus dem Thurgau, oder gar aus dem Schwabenlande Kühe ankaufen, so thun sie in der Regel sehr gut; sie kommen zu Leibe und legen an der Milch zu, — aus dem ganz natürlichen Grunde: weil sie von den Erdäpfeln zu Pasteten, d. h. von dem mageren, sauren Sumpfgraße zu dem kräftigen und wärzigen Bergheu kommen. Umgekehrt kommen die auswärtigen Bäume aus dem Paradiese in eine hohe und unfreundliche Gebirgswelt. Es ist daher eine nöthige und unerläßliche Vorkehrung, daß wir darauf Bedacht nehmen, aus Apfel- und Birnkernen eigene Bäumchen zu erziehen, ihnen in den zu errichtenden und zum Theil durch unsere Vorsorge schon errichteten Baumschulen die erste Bildung zu geben und sie dann in alle Gegenden des Landes zu verbreiten. Wie die Ausfaat der Obstkerns und die Baumzucht in ihren ersten Anfängen vor die Hand zu nehmen sei, dafür werden wir in der Behandlung selbst eine etwelche Anleitung zu geben suchen.“ (Schluß folgt.)

Die Marfeillaise der Franzosen

entstand auf folgende Weise. Zur Zeit der franz. Revolution in den 90er Jahren lag ein junger Artillerieoffizier zu Strassburg in Garnison. Rouget de Lisle war sein Name. Er war aus Vons-le-Souinter am Jura gebürtig, einem Lande der Träumerei und der Kraft, wie alle Gebirgsländer. Er liebte den Krieg als Soldat, die Revolution als Denker; er suchte sich die Langeweile des Garnisonlebens durch Poesie und Musik zu vertreiben. In beiden war er nicht ohne Talent und dies hatte ihm Zutritt in das Haus Dietrich's, eines Essasser Patrioten, des Mates von Strassburg, verschafft. Die Frau und die jungen Töchter Dietrich's theilten die Schwärmerei des Patriotismus der Revolution, der sich vorzüglich an den Grenzen in einem hohen Grade bemerkbar machte, wie die Zuckungen eines lebenden Körpers dem Gefahr droht, sich hauptsächlich an den äußersten Enden der Glieder zeigen. Der junge Offizier war ihnen werth, sie gaben seinem Herzen, seiner Poesie, seiner Musik Inspirationen. Sie führten zuerst seine kaum geborenen Entwürfe aus, sie wußten um die ersten Regungen seines Genies. Im Winter 1792 herrschte in Strassburg große Noth. Dietrich war ohne Vermögen, sein Haushalt höchst einfach, aber stets ward Rouget de Lisle gastfreundlich an seinem Tische aufgenommen. Der junge Offizier nahm Morgens und Abends seinen Platz an demselben ein, wie ein Sohn vom Hause oder wie ein Bruder. Eines Tages, als nur Commisbrot und etwas geräucherter Schinken auf die Tafel gekommen war, sah Dietrich de Lisle mit wehmüthiger Heiterkeit an und sagte: „Der Ueberfluß fehlt unserm Gastmahl; aber was thut es, wenn nur die Begeisterung bei unsern Bürgerfesten und der Muth im Herzen unsrer

Soldaten nicht fehlt! Ich habe noch eine Flasche Wein in meinem Keller. Bringe sie herauf, sagte er zu einer seiner Töchter. Wir wollen sie auf die Freiheit und das Vaterland leeren! In Straßburg wird bald ein patriotisches Fest gefeiert werden; die Lisle muß sich bei dieser letzten Flasche begeistern und ein Lied dichten, das in die Herzen des Volks dieselbe Begeisterung einziehen läßt, die es hervorgebracht hat.“

Die Mädchen lächelten beifällig, brachten den Wein und füllten die Gläser der beiden Männer, bis die Flasche leer war. Mitternacht war herangekommen. Die Nacht war kalt. Die Lisle war in tiefes Nachdenken versunken; er fühlte sich aufgeregter; sein Kopf war erhitzt. Die Kälte berührte ihn unangenehm und schwanke betrat er sein einsames Zimmer; er suchte sich nach und nach in den patriotischen Regungen seiner Seele, oder nach den Klängen seines Claviers zu begeistern; bald componirte er die Melodie, ehe er die Worte gefunden, bald dichtete er die Worte vor der Melodie, die Edne und die Verse verbanden sich so in seinem schaffenden Geiste, daß er selbst kaum wußte, welche zuerst entstanden. Musik und Poesie, Empfindung und Ausdruck verschmolzen so ineinander, daß es ihm nicht mehr möglich war, sie zu trennen. Er sang Alles und schrieb nichts auf. Ermattet von der erhabenen Schöpfung, schlief er an seinem Claviere ein und wachte erst bei Tagesanbruch wieder auf. Die nächtlichen Gesänge erklangen nur nach und nach wie die Gebilde eines Traumes in seinem Gedächtnisse wieder. Er schrieb sie auf, setzte die Noten dazu und eilte zu Dietrich. Er fand ihn in seinem Garten an einem Gemüsebeete mit der Hacke beschäftigt. Die Frau und die Töchter des alten Patrioten waren noch nicht aufgestanden. Dietrich weckte sie und rief noch einige Freunde herzu, die so wie er, die Musik leidenschaftlich liebten und im Stande waren, die Lisles Composition aufzuführen. Rouget sang, die älteste Tochter des Hauses begleitete ihn. Bei der ersten Strophe erblickten die Gesichter; bei der zweiten flossen die Thränen; bei der letzten kannte ihre Begeisterung und ihr Entzücken keine Grenzen. Dietrichs Frau, seine Töchter, er selbst, der junge Offizier umarmten sich unter heißen Thränen. Die Hymne des Vaterlandes war gesungen; leider sollte sie auch die Hymne des Schreckens werden. Den unglücklichen Dietrich geleiteten wenige Monate später die nämlichen Klänge zum Schaffot, die in seinem Hause dem Herzen eines Freundes entströmte und zum ersten Male von den Lippen seiner Töchter wiederholt worden waren. Die neue Hymne, welche einige Tage später in ganz Straßburg gesungen wurde, flog von Stadt zu Stadt und wurde zum Volksliede. In Marseille wurde sie bei Beginn und zu Ende der Sitzungen der Clubs gesungen. Die Marseller verbreiteten sie in Frankreich, indem sie dieselbe auf ihrem Wege sangen. Daher kam der Name *Marseillaise*. (Schluß folgt.)

Maximilien Kästlein.

○ „Reime Dich, oder ich fresse Dich!“ heißt der bekannte Wahlspruch der Dichterlinge. Von dieser Regel findet man in folgenden Strophen eines alten Heldengedichtes eine treue Anwendung:

Der Räuberhauptling reitet froh
Auf einem Constantinopel.
Litauisch schwarzem Hengste.

○ Ein Knabe in Berlin, der noch schwach im Lesen war, sollte eines Abends seinen Eltern etwas vorlesen. Der Vater gab ihm ein Buch, betitelt: „Christoph Columbus. Ein Volksbuch.“ — Der Knabe sieht sich den Titel an, und beginnt die Vorlesung mit den Worten: „Christoph Columbus. Ein Volksbuch.“

○ In einer Buchhändleranzeige, welche wie gewöhnlich das angekündigte Werk ganz besonders herausstrich, machte

ein vom Sezer falsch gegriffenes I statt eines f einen fatalen Streich. Es heißt zuletzt: „Dem Gesagten zufolge hat die unterzeichnete Verlags-handlung nichts mehr hinzuzulügen.“

So hilft man sich.



„Excellenz unterthänigst zu fragen, ob Das recht be-handelt ist.“

„Das da? Liebster, das müssen Sie oder der Herr Se-cretär wissen, ich weiß es nicht. Aber das sag' ich Ihnen, wenn Sie öfters nichts wissen, müß' ich schon andere Maßregeln ergreifen.“ (R. Trichter.)

Auflösung des Zahlen-Räthsels in Nr. 47:

Thure Albertine!

Freilich muß in unsrem Leben
Bitter oft ein Glück entschweben,
Eilt dahin mit schnellen Tritten,
Aber eben was im Leiben
Unsres Glücksrads uns muß bleiben,
Erntet Der, der viel erlitten.

Willst Du rein und süß Dich betten,
Dich vor eitlen Narren retten,
Die ein Weib albern anbeten,
Bleib' mir treu, ich will Dich leiten,
Rein're Freuden Dir bereiten,
Neben Dir zum Altar treten.

Lerne Du an meiner Bitte,
Daß ich alt-erbter Bitte
Treu, Dich suche zu gewinnen.
Willst Du mich den Deinen nennen,
Wird ein Unfall nie uns trennen,
Schönste der Berlinertinnen!